

Andrea Jeska



SIMBABWE

Agonie oder Aufbruch?

Brandes & Apsel

Andrea Jeska
SIMBABWE –
Agonie oder Aufbruch?



Mehr als 20 Jahre liegt Simbabwe in zivilisatorischen Trümmern. Die einstige Kornkammer des südlichen Afrikas ist ein Armenhaus; Menschenrechte werden missachtet; Lebenserwartung und Alphabetisierungsrate sind geschrumpft; die Wirtschaftskraft ist flügelarm. Aufstieg und Untergang des Landes hängen an einem Mann: Staatspräsident Robert Mugabe. Er war einer der Befreier von weißer Herrschaft und ist jetzt der Unterdrücker seines Volkes. Seine Präsenz auf der politischen Bühne, mehr noch aber sein Versagen, die Simbabwe ins Elend stürzten, sind groß.

Ist Simbabwe nur ein gescheiterter Staat mit einer kleptokratischen Nomenklatura? Wer nach Simbabwe reist, der findet eine verblüffende Normalität. In Zeiten der kollektiven Angst beweisen die Menschen dort Courage, Größe und Fantasie. Simbabwe liegt im südlichen Afrika geostrategisch im Zentrum internationalen Begehrens. Ausländische Investoren stehen bereit, angelockt von Gold und Diamanten, Platin und Kupfer. In Zeiten des internationalen Landraubs geht Simbabwe einen anderen Weg: von der Umverteilung der Ackerflächen profitieren die Kleinbauern. Unter einer neuen Regierung könnte Simbabwe ein Modellland für gerechte Landaufteilung werden.

Andrea Jeska kennt das Land gut. Ihr Buch erklärt die Hintergründe für die aktuelle politische Situation Simbawwes; es berichtet von Begegnungen mit Menschen, die der Journalistin aus Deutschland die Stimmung des Landes zwischen Agonie und Aufbruch zeichnen.

Die Autorin

Andrea Jeska, Jahrgang 1964, arbeitet seit 1999 als freiberufliche Journalistin und veröffentlicht ihre Reportagen und Auslandsberichte u. a. in *Die ZEIT*, *Frankfurter Rundschau*, *FAZ*, *FAS*, *Die WELT*, *Das Parlament*, *Brigitte*, *African Times*, *Chrismon*, *Lettre International*, *Manager Magazin* u.a. 2005 entstanden Dokumentarfilme für die ARD, es folgten Buchpublikationen. Andrea Jeska wurde für ihre Reportagen mehrfach ausgezeichnet. 2009 wurde sie für den Egon-Erwin-Kirsch-Preis nominiert; 2013 erhält sie den Theodor-Wolff-Preis, den Journalistenpreis der deutschen Zeitungen.

Andrea Jeska

SIMBABWE –
Agonie
oder Aufbruch?

Brandes & Apsel

Sie finden unser Gesamtverzeichnis mit aktuellen Informationen
im Internet unter: www.brandes-apsel-verlag.de
Wenn Sie unser Gesamtverzeichnis in gedruckter Form wünschen,
senden Sie uns eine E-Mail an: info@brandes-apsel.de
oder eine Postkarte an:
Brandes & Apsel Verlag, Scheidswaldstr. 22,
60385 Frankfurt a. M., Germany

1. Auflage 2014 (E-Book)

1. Auflage 2013 (gedrucktes Buch)

© Brandes & Apsel Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und
Verbreitung sowie der Übersetzung, Mikroverfilmung, Einspeicherung
und Verarbeitung in elektronischen oder optischen Systemen, der
öffentliche Wiedergabe durch Hörfunk-, Fernsehsendungen und
Multimedia sowie der Bereithaltung in einer Online-Datenbank oder
im Internet zur Nutzung durch Dritte.

Lektorat: Cornelia Wilß, Frankfurt a. M.

Umschlag und DTP: Franziska Gumprecht, Brandes & Apsel Verlag
Frankfurt a. M.

Alle Fotos © Andrea Jeska, Rondeshagen.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über www.dnb.de abrufbar

ISBN 978-3-95558-093-3 (E-Book)

ISBN 978-3-95558-041-4 (gedrucktes Buch)

Inhalt

Vorwort	7
1 Sprechende Felsen und blutige Erde	16
2 Vom Sterben an der Liebe und an dem Leben	25
3 Häuser in Flammen	36
4 Lachend in den Untergang	55
5 Die wunderbare Geschichte von Herbert Makuwa	61
6 Kein Licht im Laden	68
7 Das Spiel mit dem Tod	73
8 Let's Make a Plan	80
9 Das Volk des Schlangengottes	86
10 Nyaminyamis Zorn	97
11 Von »Kaffern« und »Rhodies«	105
12 Malen für die Freiheit	115
13 Denn sie sollen getröstet sein	122
14 Das Leben in die Hand nehmen	130
15 Morgendämmerung in Mugabes Stadt	139
Chronik	157
Danksagung	160
Ausgewählte Literatur	161

Vorwort

Simbabwe ist eines der schönsten Länder Afrikas und dennoch kein Land für afrikanische Sehnsuchtsprojektionen. Trotz seiner landschaftlichen Vielfalt und Üppigkeit liegt es für seine Bewohner an einem Abgrund. Es genügt, einen Abend lang die Kreuzungen in Harare abzufahren, an denen kleine Kinder bettelnd und flehend an die Autofenster klopfen oder allerhand Waren anbieten, die niemand braucht und nur selten jemand kauft. Es genügt, in die Statistiken von Menschenrechtsorganisationen zu schauen oder auf den Wirtschaftsindex, um zu verstehen, dass diese Schönheit in krassem Gegensatz zur gesellschaftlichen Wirklichkeit steht. Darin unterscheidet sich Simbabwe nicht von vielen anderen afrikanischen Staaten, an deren Spitze eine korrupte Regierung steht. Das ehemalige Rhodesien hat einen schmerzhaften Weg in die Unabhängigkeit hinter sich, und die Schatten der Vergangenheit sind Jahrzehnte später noch schwarz und mächtig. Die hellen Tage, die man sich erhoffte, als man mit Blut für Freiheit bezahlte, lassen auf sich warten und werden vielleicht für weitere Generationen auf sich warten lassen.

Jene, die dieses Blut vergossen, die einst Wohlstand und Recht für alle, Befreiung und Selbstbestimmung versprochen, jene, die die Freiheitsbewegungen erst möglich machten oder anführten, dafür ihr Leben aufs Spiel setzten und ins Gefängnis gingen, haben die Vision von damals vergessen. Den meisten Menschen in Simbabwe geht es heute nicht besser als zu den Zeiten, da das Land noch Rhodesien hieß. Und viel freier sind sie auch nicht. Die Willkür der Weißen wurde ersetzt durch die der neuen Führer; die Gewalt der Weißen ersetzt durch die

Schlägertrupps der Regierung. Auch die Güter sind keinesfalls besser verteilt als zu kolonialen britischen Zeiten. Wer damals in Hütten wohnte, tut dies noch heute; wer damals von der Hand in den Mund lebte, ist heute vielleicht froh, wenn er überhaupt etwas in der Hand hat, um weiterzuleben. Nur 20 Prozent aller 35 Millionen Simbabwer haben Arbeit, und die anderen 80 Prozent verhungern nur deshalb nicht, weil es eine blühende Schattenwirtschaft gibt und der Erfindungsgeist der Menschen kaum Grenzen kennt. Die Lebenserwartung für Männer und Frauen ist um die Hälfte gesunken, so jedenfalls zeigen es die Statistiken der Hilfsorganisationen, und es ist schwer, einen Gegenbeweis anzutreten. Cholera, keine Krankheit des von Weißen dominierten Rhodesiens, grassiert im von Schwarzen gelenkten Simbabwe und fordert mit jeder Epidemie neue Todesopfer.

Seit mehr als drei Jahrzehnten hängen Aufstieg und Untergang des Landes an einem Mann: Staatspräsident Robert Mugabe. Er war einer der Befreier von weißer Herrschaft und ist jetzt der Unterdrücker seines Volkes. Seine Präsenz auf der politischen Bühne ebenso wie seine Versagen, die Simbabwe ins Elend stürzten, sind groß. Doch Mugabes Macht schwindet, seine Tage sind gezählt. Und am Horizont zeigt sich neues Licht. Ob dieses leuchten wird, wenn Mugabe stirbt oder ob die Unterdrückungsmechanismen seiner Partei, der *ZANU-PF*, ob die Gewaltandrohungen durch bewaffnete und bezahlte Randalierer, ob die korrupten Seilschaften und Herrschaftsstrukturen ihn überleben, bleibt abzuwarten. Seine designierte Nachfolgerin genießt nicht den Ruf einer Reformerin und sein Widersacher, der seit 2008 durch eine Zwangskoalition mit Mugabe die Regierungsmacht teilende Premierminister Morgan Tsvangirai, nicht den eines intelligenten Mannes, der das Land in eine prosperierende Zukunft führen kann. Tsvangirais Glorie ging so schnell verloren, wie sie gekommen war. Ob Mugabe noch die Fäden zieht oder das ohnehin schon die Generäle tun, ob diese nach seinem Tod still halten und den Dingen einen demokratischen Lauf lassen werden oder ob es zum Putsch kommt, vielleicht sogar zu Gewalt, ist zum Zeitpunkt der Entstehung dieses Buches nicht absehbar. Die Simbabwer sind geduldige Menschen. Sie beklagen diesen Umstand oft selber, sie haben mit Staunen nach Nordafrika geblickt, wo das Volk Umstürze herbei führte, aber sie kamen nicht auf die Idee, sich ebenfalls aufzulehnen. »Wir sind nicht gemacht für die Revoluti-

on«, sagte mir ein simbabwischer Geschäftsmann. »Wir beten und hoffen und vergessen, zu handeln.« Man müsse Vertrauen haben, sagen viele Simbabwer, Gott werde es schon alles richten – und das Gegenargument, Gott habe es in den vergangenen Jahrzehnten, vielleicht Jahrhunderten schließlich auch nicht gerichtet, wird mit einem geduldigen Lächeln abgewiesen.

Wie es soweit kommen konnte, dass aus einem der wohlhabendsten Länder des südlichen Afrikas ein vor sich hin dümpelnder Staat wurde, wie aus einem klugen und bescheidenen Mann ein geifernder Potentat mit einer konsumsüchtigen Frau wurde, die halb so alt ist wie er – das ist eine lange Geschichte, und dieses Buch kann auch nur versuchen, Teile davon zu erhellen. Mag sein, dass Mugabe einmal mit dem besten Willen seine Regierungszeit begann. Mag sein, dass er sich auch fürchtete vor der Herkulesaufgabe, die er auf sich genommen hatte und aus diesem Grund jeden, der nicht für ihn war, als seinen Gegner betrachtete. Über Mugabes Psychologie sind Bücher geschrieben worden und keines davon hat die letzte Antwort auf die Frage gegeben, wann und warum aus ihm ein wutgeifernder Demagoge und ein Phrasendrescher erster Güte wurde. Hundertfach schon hat er den Weißen, dem Westen, den verbalen Krieg erklärt, hat sie und den Weltwährungsfonds, die gegen sein Land erhobenen Sanktionen, die Kolonialzeit, beschimpft und zum Grund aller simbabwischen Probleme erklärt. »Die schwarze Mehrheit meines Volkes trägt die Narben einer versteckten, mit vorzüglichen internationalen Beziehungen versehen rassistischen Minderheit« ist aus Mugabes Mund ein moderater Satz, zeigt aber, von welchen Feinden er sich bedroht sieht. Mit diesen Feinden, nicht mit der zerstörerischen, überstürzten und schlecht vorbereiteten Landreform, nicht mit der Inflationsrate, gegen die die der Weimarer Republik mau war, hat er den wirtschaftlichen Niedergang erklärt. Von Abgrund zu Abgrund trieb und treibt er sein Land, gerade so, als sei ihm alles egal, nur seine eigene Position nicht.

Der simbabwische Staat ist heute in den Händen einer Elite, deren wirtschaftliches Überleben vom Machterhalt abhängt. Nur so können Entwicklungen der vergangenen Jahrzehnte und die schon an Größenwahn grenzende Ignoranz der Regierung Mugabe gegenüber Wahlfälschungen und Kritik verstanden werden. Wenn Mugabe fällt, fallen seine Getreuen mit ihm. Diese für die eigene Existenz notwendige

Machtsicherung ist inzwischen die Grundlage politischer Entscheidungen.

Dennoch hat Mugabe auch seine Anhänger. Kaum einer der Präsidenten der umliegenden afrikanischen Länder, die den Rebellen des Befreiungskrieges Unterschlupf und finanzielle Unterstützung gaben, haben sich von ihm distanziert. Die Waffengefährten von einst sind ihm ideologisch treu geblieben, hauptsächlich deshalb, weil es stets ein gemeinsames Feindbild gab: die Weißen, der imperialistische Westen und seine Versuche, den afrikanischen Ländern zu diktieren, wie sie handeln sollen. Dieses Feindbild wird von Mugabe inflationär eingesetzt, dient der Rechtfertigung eigener Unfähigkeiten. Die afrikanischen Seilschaften, die nicht enden wollende Schuldzuweisung sind aus eurozentristischer Sicht Ablenkungsmanöver, zeugen von politischer Unfähigkeit. Gerne wird vergessen: Auch der Westen hat seine »Brüder«, deren Menschenrechts- und Demokratisierungsbilanz mager ist. Wie viele Diktatoren waren Freunde und Handelspartner, bevor sie sich nicht mehr lenken ließen und in Ungnade fielen. Zudem sind Menschenrechtsverletzungen, Armut, Hunger und Untergang in Simbabwe nicht durch Mugabe, sondern bereits durch seine weißen Vorgänger eingeführt worden; Mugabe war offenbar ein gelehriger Schüler dieser Methoden. Das entschuldigt nichts: nicht die Blutdiamanten, nicht den Landraub, die Veruntreuung von Steuergeldern, das Anzapfen von Währungsreserven und schon gar nicht, dass es in Simbabwe keine Wertschöpfung mehr gibt. Aber es relativiert die Empörung über den Untergang.

Empörend fand man das in Europa auch alles erst, als Mugabe die Rechte der weißen Bevölkerung beschnitt. Sein Massaker im Matabeleland in den frühen Achtzigern, sein brutales Vorgehen gegen die Opposition und die systematische Benachteiligung von Gebieten, in denen er Oppositionswähler vermutet, die Menschenrechtsverletzungen, die Rechtlosigkeit, all das akzeptierte der Westen stillschweigend. Thomas Deve, ein Journalist und politischer Analyst in Simbabwe, bringt die ambivalente Haltung gegenüber der simbabwischen Regierung auf den Punkt: »Mugabe wurde erst dann zum Bösewicht, als er die Pfründe der Weißen angriff.«

Tatsächlich war das Geschmuse mit dem Diktator, waren die diplomatischen Lügen und Blindheiten vorbei, als Mugabe 2000 ernst mach-

te mit der Landreform. Die Ermordung von über 60 weißen Farmern entsetzte die Welt mehr, als es die tausender Schwarzer je tun würde. Simbabwe wurde politisch isoliert, der Tourismus kam zum Erliegen, die Abwärtsspirale drehte sich nun immer schneller. Dabei ging es nicht einfach nur um Ackerflächen, es geht darum, wem Simbabwe gehört. Den schwarzen Bewohnern dieser Region, die erst Cecil Rhodes zu einem Land machte, dem er seine Grenzen, seine Macht, seinen Namen aufdrückte, die im Zuge der Kolonialisierung ihrer Rechte und ihres Besitzes beraubt wurden? Oder auch den Weißen, deren Vorfahren seit über einem Jahrhundert dort leben, die in Simbabwe geboren wurden, denen es Heimat ist?

Die Landfrage ist also weit mehr als nur ein wirtschaftliches Umverteilungsprojekt. Sie ist emotional und existenziell. Wer die Ackerflächen besitzt, der besitzt Simbabwe. Es gibt Schriften und Untersuchungen, die – anders als in Europa dargestellt – in der Landreform keine politische Fehlentscheidung mit zerstörerischer Wirkung sehen. Es gibt Experten, die unterstützen die Theorie, vor der Demokratisierung eines Staates müsse die Wiederherstellung von historischer Gerechtigkeit die Befreiung von der weißen Herrschaft sein.

In Mugabes Wahrnehmung lauern vor den Toren Simbabwes die Briten und »ihre gekauften Agenten«, um sich Simbabwe wieder anzueignen. Zum 28. Jahrestag der Unabhängigkeit Simbabwes im Jahr 2008 deklamierte Mugabe im Fußballstadion der Hauptstadt Harare vor 15.000 Menschen: »Nieder mit den Dieben, die unser Land stehlen wollen! Solange ich lebe, solange ich noch atme, wird dieses Land nie wieder eine britische Kolonie sein. Wir haben die Demokratie errichtet.« Die Landreform wird ein simbabwisches Thema für viele weitere Jahrzehnte bleiben und sie wird, den Hoffnungen mancher hartgesotterer Weiß-Rhodesier zum Trotz, auch nicht zurückgenommen werden. Die Herrschaft der Weißen, egal welche Regierung kommt, ist beendet, ihr wirtschaftlicher Einfluss vorbei.

Zur Morgendämmerung in Simbabwe trägt im Wesentlichen die wirtschaftliche Stabilisierung bei. Die von der *Movement for Democracy* (MDC), der Oppositionspartei, besetzten Ministerien arbeiten einigermaßen vernünftig, die Einführung des US-Dollar als Leitwährung hat die Talfahrt gestoppt. Chinesische und indische Investoren bringen Geld ins Land, und wenn es mehr Rechtssicherheit gäbe, würden auch

deutsche Investoren sich gerne einbringen, sagt zum Beispiel Andreas Wenzel, der Geschäftsführer der von *SAFRI*¹. Zur Attraktivität des Landes tragen im Wesentlichen die Rohstoffvorkommen bei. Obwohl die Menschenrechtsverletzungen, die der Europäischen Union als Grund für Sanktionen gelten, kaum weniger geworden sind, wurden diese Sanktionen nach dem Verfassungsreferendum im Jahr 2013 gelockert. Die Lobby der globalen Diamantenindustrie setzte in Brüssel durch, das Embargo gegen Simbabwe Diamantenförderer fallen zu lassen. Seit die Armee im Jahr 2008 unter den Kleinschürfern in der Diamantmine Marange ein Blutbad anrichtete, gelten Simbawbes Diamanten als Blutdiamanten und sind eigentlich vom Handel ausgeschlossen. Aber eigentlich ist eben nicht kategorisch und auch in der Vergangenheit hat die Europäische Union wenig Skrupel gehabt, Interessen über Imperative zu stellen.

Das Bild, das man sich im Westen von Simbabwe macht, ist trotz aller Reformen ein aus Schlagzeilen und Katastrophenmeldungen geformtes Zerrbild, ein Kaleidoskop aus Blut und Tränen, Chaos und Unfreiheit. Die Fixierung auf Robert Mugabe ist schon fast pathologisch, eher einer Lust an Skandal als der Realität entsprechend. Simbabwe ist nicht Mugabe. Doch in die Schlagzeilen der westlichen Medien gerät das Land immer nur dann, wenn der Präsident wieder einen seiner Gegner hat umbringen oder foltern lassen. Wenn Wahlen manipuliert, weiße Farmer ermordet werden. Wenn eine neue Hungersnot die ehemalige Kornkammer des südlichen Afrikas schüttelt oder eine Choleraepidemie bei den Hilfsorganisationen für hysterische Pressemitteilungen sorgt. Doch es gibt in Simbabwe auch ein ganz normales Leben, Menschen, denen Mugabe nicht gleichgültig ist, die aber dennoch tun, was sie immer tun würden. Wer nach Simbabwe reist, der findet eine verblüffende Normalität. Nicht trotz Mugabe, sondern wegen der Menschen. Der afrikanische Optimismus ist berühmt, die Lebendigkeit, die auch dann erhalten bleibt, wenn die Umstände so drückend sind, das sie einen Europäer in die Knie zwingen, ebenfalls. Simbawber haben von diesem Optimismus überdurchschnittlich viel. Immer glauben sie an ein besseres Morgen, an einen neuen Tag, der Veränderungen bringen wird.

¹ Südliches Afrika Initiative der deutschen Wirtschaft

Der westliche Betrachter staunt. Weil es doch so unfassbar ist, dass man noch lachen und tanzen kann, wenn die Umstände so schlimm sind. Oft wird das damit erklärt, dass der Afrikaner eben nur in der Gegenwart lebt – das ist die freundliche Variante – oder nicht intelligent genug sei, seine Situation zu erkennen. Jene Freude der Afrikaner entspringt einer Stärke des Charakters, einer inneren Gelassenheit und Geduld. Man sagt, weil der Tod in Afrika dem Leben so nahe sei, gelänge es, das Leben nicht so wichtig zu nehmen, aber ich meine, genau das Gegenteil ist der Fall. Weil der Tod so nahe ist, nehmen sie das Leben wichtig, erkennen die schönen und hellen Momente schneller und tiefer als wir. Die Toten lehren die Lebenden, das ist eine westliche Weisheit, die in Afrika viel mehr befolgt wird.

Und ja, es ist ein hinreißend schönes Land. Es hat alles, was sich der Europäer so unter Afrika vorstellt und könnte Drehort für jede schnulzige Afrika-Telenovela sein. Savanne, wilde Löwen und noch wildere Flüsse, riesige Elefantenherden, alle Arten von Antilopen, das einzigartige Ökosystem des Kariba-Sees, die größten Wasserfälle der Welt, einsame Berge, Schluchten, weite Ebenen.



Elefanten im Hwange-Park

Ich bin zum ersten Mal nach Simbabwe gereist, da war das Schlimmste schon vorbei. Die Talfahrt der Wirtschaft war gerade durch die Einführung des US-Dollars und des südafrikanischen Rands gebremst worden, und es ging wieder aufwärts. Ich reiste damals mit zwei Salami und etlichen Rationen Schwarzbrot im Gepäck, weil ich dachte, in Simbabwe könne man nichts kaufen. Beides, Salami und Schwarzbrot, verschenkte ich schließlich. Die Supermärkte waren zwar nicht gerade ein Ausbund an Auswahl, aber es gab alles, was ein Mensch braucht, um satt zu werden, selbst Wein war wieder im Angebot und Benzin, wenn auch nicht regelmäßig. Ich weiß nicht mehr genau, was ich auf meiner ersten Reise erwartet hatte. Ich fürchte, es war Chaos. Die den Weißen enteigneten Farmen seien verkommen, hatte ich gehört und dachte, wild wuchernden Busch zu sehen, wo einst Getreide wuchs. Ich hatte von Folterlagern und Todesschwadronen gelesen, von Menschen, denen man die Haut von den Knochen geprügelt und anderen, die man lebendig verbrannt hatte. Ich dachte, einem geknechteten, zutiefst verängstigten Volk zu begegnen.

Für eine Diktatur waren die Formalitäten am Flughafen erstaunlich kurz und schnell, die Abfertigungszeit pro Passagier kurz, die Beamten freundlich und ihre Fragen nicht impertinent. Man konnte direkt am Flughafen ein Auto mieten, die Straßen, zwar mit Schlaglöchern, waren befahrbar und breit, der Verkehr erträglich, manche Ampel funktionierte sogar und wenn nicht, dann regelten Polizisten den Verkehr. Ich überlebte nicht nur, sondern fand Fröhlichkeit und Gastfreundschaft. Der einzige, der mir auf dieser Reise erzählte, wie schrecklich alles sei, wie verkommen das Land, war ein Arzt aus Deutschland. Ich fuhr wieder heim und dachte, so schlimm könne alles nicht sein.

Die Umkehr dieses Gedankens kam eine Reise später. Mochte auch alles normal aussehen, nichts war wie es schien. Ich wartete in der Stadt Gweru auf den Bus, der einmal am Tag Simbabwes Städte miteinander verbindet. Weil ich viel zu früh war, ging ich noch ins Hotel und frühstückte. Als ich wieder vor dem Hotel saß, fuhr plötzlich eine schwarze Limousine vor, ein Mann und seine Bodyguards eilten ins Hotel und kamen mit dem Kellner heraus. Der zeigte auf mich. Der Mann ging auf mich zu und fragte, ob ich von der EU sei. Ich verneinte. Nach einigen weiteren Fragen nach meinem Woher und Wohin, die ich unfreundlich und einsilbig beantwortete, zog der Mann seine Vi-

sitenkarte, reichte sie mir, sagte, sollte ich ihn einmal brauchen, könne ich anrufen. Dann fuhr er so schnell davon, wie er gekommen war. Es war Emerson Mnangagwa, der Verteidigungsminister, damals noch möglicher Nachfolger von Mugabe. Mnangagwa gilt in Simbabwe als Schrecken. Ein Mann, der gerne eigenhändig foltern soll, brutal und intelligent, verschlagen und böse.

Unser Zusammentreffen war sicherlich Zufall. Doch die Agententätigkeit des Kellners nicht. Von da an wusste ich, man kann in Simbabwe nicht einfach herumreisen und glauben, niemand wisse davon. Man kann sich nicht bewegen und denken, niemand sehe einen. Noch viele Male reiste ich von Norden nach Süden, Osten nach Westen. Doch immer blieb ich auf der Hut.

1

Sprechende Felsen und blutige Erde

Er war ein großgewachsener Mann, der sich stets aufrecht hielt und seine Gesichtszüge beherrschte. Jener Tag, als er durch die Hügel von Matopos ritt, die von Erosion rundgeschliffenen Felsen umkreiste, schließlich vom Pferd sprang und völlig unbewaffnet in den Kreis der Krieger trat, hätte sein letzter sein können. Vier Tage zuvor hatten seine Leute Mlimo umgebracht, den höchsten Priester der Ndebele. Mlimo, so glaubten die Ndebele, verband die Lebenden mit den Toten, sprach mit den Geistern und Seelen, die in den Felsen und Bäumen wohnen. Er war Ewigkeit, ein Unsterblicher, der ihnen, den Ndebele, zum Sieg verhelfen würde.

Mlimo aber war nun tot. Nicht im Einklang mit den Ahnen gestorben, sondern von zwei Engländern erschossen. Der Unverwundbare hatte sein Leben durch einige winzige Kugeln ausgehaucht. So banal war dieser Tod, dass die *impi*, die Krieger der Ndebele, sich um ihre Hoffnungen betrogen fühlten.

Jener Mann, der so furchtlos in ihr Lager ritt, wusste: Nur jetzt konnte er sie überreden, Frieden zu schließen.

Es gibt kein Bild von diesem Bravourstück. Nur eine mündliche Überlieferung der Begegnung. Wie die *impi* Cecil John Rhodes mit Blicken maßen und er zurückstarrte. Er stand vor ihnen und hielt die Hände ausgestreckt zum Zeichen, dass er unbewaffnet sei. Nach einer Weile winkten sie ihn in den Kreis, und er setzte sich zu den *Izinduna*, den Stammeschefs, und sagte ihnen, sie sollten sich ergeben. Die Hügel von Matopos seien bereits mit Blut getränkt, viele gute junge Männer gestorben. Die Geister seien aufgescheucht. Die Ahnen beunruhigt. Er sagte ihnen, sie alle hätten genug Opfer gebracht. Nun müsse Schluss